

Nr. 270. Bromberg, den 22. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.

(13. Fortsetzung.

Neuntes Kapitel.

Währenddessen saß der Herzog in seinem Arbeitskabinett am Schreibtisch. Vor sich hatte er Fichtes Reden an die deutsche Nation liegen, die seine Lieblingslektüre waren. Es wehte ihm daraus etwas entgegen, was er selbst in seinem Innersten fühlte. Aber er hatte in dieser Nacht nicht die nötige Sammlung, um zu lesen.

Der Sturm pochte wild an die Fensterscheiben. Er pfiff wie toll um das Schloß. Johann Georg achtete nicht darauf. Seine Gedanken wanderten weit weg ... hinaus in das kleine Gärtnerhaus, wo seine Liebe zu Bettina geboren wurde, wo sie langsam aufwuchs und aufblühte, wo er so schöne Stunden der Erwartung und der Hoffnung erlebt hatte. Und nun hatte sich diese Erwartung, diese Hoffnung erfüllt. Irgend etwas Helles, Schönes, Neues stand in seinem Gesicht.

Da klopfte es leise, fast zaghaft an der Tür.

Der Herzog sah überrascht, ärgerlich über die Störung, aus seinen Träumen auf. „Was gibt's?"

Scheu und ängstlich schob sich der Hofmarschall von Hahn zur Tür herein. Er schien mit einemmal merkwürdig gealtert. Die Falten und Fältchen in seinem Gesicht waren stärker ausgeprägt als sonst. Und seine sonst so lebhaften Äuglein blickten trüb und unsicher. Er hatte sogar übersehen, die beiden obersten Knöpfe seines Leibrockes zu schließen.

Johann Georg sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen an. „Nun, lieber Hahn, was bringen Sie?" fragte er ein bißchen mokant und doch mit einer gewissen Neugierde. Er kannte die komische Wichtigkeit, mit der der Hofmarschall alle Dinge behandelte, die den Hof betrafen.

Der Hofmarschall hatte sich in seiner Verlegenheit schon einige Male verneigt. „Verzeihen Hoheit die Störung zu so später Stunde ... aber eine höchst wichtige Mitteilung ..." stammelte er.

„Hat das nicht Zeit bis morgen?"

Der Hofmarschall schüttelte den Kopf, machte eine unbeholfene Geste. „Ich würde es sonst nicht wagen, Hoheit noch zu belästigen", erwiderte er bedrückt.

„Na, also rücken Sie heraus mit dem, was Sie auf dem Herzen haben."

Der Baron öffnete den Mund, aber er brachte keinen Ton hervor, als ob ihm eine unsichtbare Hand die Kehle zuschnürte.

Der Herzog fing schon an, ungeduldig zu werden. Er trommelte nervös mit den Fingern auf dem vor ihm liegenden Buch.

Endlich stotterte Hahn: „Hoheit, hüten Sie sich vor einer Schlange."

„Vor was? Wie kommen Sie darauf?" fragte der Herzog verständnislos und die Frage ward mit einem leichten, fast spöttischen Lächeln untermalt.

„Schon als Adam und Eva im Paradiese lebten, war es eine Schlange ..." Hahn stockte. Der Faden war ihm abgerissen. Er sah, daß er nur mit Andeutungen in diesem Fall nicht weiterkam.

Der Herzog hatte sich erhoben und trat zum Hofmarschall. „Wenn Ihre Geschichte bei Adam und Eva anfängt, dann lassen Sie es. Ich habe nicht so lange Geduld, bis Sie zur Gegenwart kommen", meinte er belustigt.

Das verwirrte den Baron noch mehr. Es gab keinen anderen Weg, er mußte Farbe bekennen und endlich zur Sache kommen, wenn er nicht wollte, daß ihn der Herzog wegschickte, bevor er das letzte gesagt hatte. Er nahm einen förmlichen Anlauf, wie jemand, der weiß, daß er ins kalte Wasser springen muß und sich, weil er nicht anders kann, kopfüber hineinstürzt. „Eine Dame des Hofes hat in dieser Nacht mit einem jungen Mann, ihrem Liebhaber, heimlich ein zärtliches tête-à-tête verabredet."

Ein breites Lachen ging über das Gesicht des Herzogs. Er verschränkte die Arme und schaute den Hofmarschall mit ironischen Blicken an. „Aber Hahn! Hahn! Man merkt, daß Sie alt werden. Eine Liebesaffäre bringt Sie so außer Fassung?" sagte er mit leichtem Hohn in der Stimme. „Das kommt doch des öfteren vor. Und wenn mir das die Verliebten nicht gleich auf die Nase binden, so nehme ich ihnen das nicht übel."

Der Hofmarschall geriet durch diese Worte wieder etwas aus dem Konzept. Er merkte, er mußte den Kelch schon bis auf den Grund leeren.

Da kam dem Herzog plötzlich ein Gedanke. Seine Züge verfinsterten sich. „Die Prinzessin?" fragte er ganz unvermittelt. Er kannte seine Schwester. Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß sie eine Dummheit machte.

Hahn verneinte. „Die Dame, um die es sich handelt, ist verlobt", suchte er den Herzog auf die Fährte zu bringen, ohne das letzte sagen zu müssen.

Johann Georg zog die Brauen zusammen. „Hm ... sie ist verlobt? Sie betrügt also ihren Verlobten? Wird schon das richtige Frauenzimmer sein. Der Betreffende soll froh sein, wenn er sie los wird, würde doch nie eine glückliche Ehe. Aber was geht das schließlich mich an?" erwiderte der Herzog mit leichtem Achselzucken.

„Nichts ... gewiß ..., wenn Hoheit nicht ... der ... der Verlobte wären", stieß der Hofmarschall rasch hervor, als fürchtete er, es könnte ihn gereuen, das entscheidende Wort auszusprechen.

Johann Georg taumelte einige Schritte zurück. Die Adern auf seiner Stirne schwollen an. Seine Wangen verfärbten sich und er brüllte auf, wie ein zu Tod verwundetes Tier: „Sie ... Sie wagen zu behaupten, die Komtesse von Hauenstein hätte mit ihrem Liebhaber ...?!" Er konnte den Satz nicht vollenden. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Er sah rote Ringe vor sich tanzen. In sinnloser Wut packte er den Hofmarschall an der Brust. „Was ... was erlauben Sie sich ... Sie ... Sie Hund! Reden Sie mir wahr, hören Sie ... die Wahrheit oder ich erwürge Sie!"

Er schüttelte ihn mit seinen Fäusten, daß der alte Mann in die Knie zu brechen drohte.

Der Hofmarschall war von diesem leidenschaftlichen Ausbruch des Zornes wie vernichtet. Er lallte, völlig zusammengebrochen: „Es — es ist die reine Wahrheit!"

Der Herzog biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. „Wer ist der Schuft?" keuchte er.

„Ein gewisser Iwan . . ."

„Iwan Taschew?"

„Ja, ein Russe. Mehr weiß man nicht", erwiderte Hahn kleinlaut.

Johann Georg bäumte sich auf, als hätte ihm jemand einen Dolch in das Herz gestoßen. Er ließ den Hofmarschall mit einem Ruck los, so daß Hahn zu Boden gestürzt wäre, wenn er nicht am Schreibtisch Halt gefunden hätte.

„Iwan . . . Iwan . . .!" stöhnte der Herzog. „Dann haben Sie wohl wahr gesprochen."

Und nach einer kleinen Pause: „Woher wissen Sie, daß die Komtesse . . ." Er konnte kaum mehr zusammenhängend sprechen, so würgte ihn der Schmerz.

„Man hat sie belauscht . . . im Dianasaal."

„Wer?"

„Der Geheimsekretär der französischen Gesandtschaft, Poisson."

„Ein Glück, daß ich den Kerl nicht hier zwischen meinen Händen habe . . .

Der Herzog griff mit beiden Händen nach seinem Kopf. Sein Atem ging stoßweise. Sein Stolz, und, was bei Männern noch mehr ins Gewicht fällt, seine Eitelkeit, waren auf das tiefste verletzt.

Baron Hahn machte ein paar hilflose Gesten, bewegte lautlos die Lippen.

Jetzt riß sich der Herzog gewaltsam zusammen. „Wo soll das Stelldichein stattfinden und wann?"

„Im blauen Zimmer neben dem Boudoir der Komtesse . . . und zwar jetzt gleich, um zwölf Uhr."

Der Herzog warf einen Blick auf die Uhr. „Dann haben wir keine Zeit zu versäumen. Gehen Sie und schicken Sie mir sofort den Schloßhauptmann."

Der Baron verneigte sich, froh darüber, daß er sich entfernen durfte.

Aber Johann Georg faßte ihn in jäher Bewegung nochmals vorne an einem der Knöpfe und sagte, seine Augen mit ihren zorndunklen Pupillen drohend auf ihn richtend: „Wenn es aber nicht wahr sein sollte, das mit dem Stelldichein . . . wenn man die Komtesse zu Unrecht verdächtigt hat, dann Gnade Ihnen Gott. Und nun raus!"

Der Hofmarschall trippelte, so rasch ihn seine zitternden Beine trugen, der Tür zu und schlüpfte taumelnd hinaus.

Der Herzog stand eine kleine Weile wie festgebannt in sinnloser Wut. Sein Gesicht war verzerrt, seine Augen gerötet.

So also kann man auf Weiberversprechen und Weibertreue bauen! Noch ist er nicht verheiratet und schon betrügt man ihn. Ihre unschuldsvolle Miene war eine Larve und ihre schönen Worte waren Lüge . . . Lüge . . . niederträchtige Lüge!

Er schlug sich mit der Faust vor die Stirne. „Ich Narr . . . ich Narr!"

Heißer Zorn fuhr in ihm auf. Ein Gedanke — mit Iwan Taschew, sagte Hahn? Woher aber kam dieser Iwan mit einemmal? Oder sollten Erken und Bettina gemeinsam ihn so getäuscht, ein falsches Spiel mit ihm getrieben haben?

Ein Offizier betrat das Arbeitskabinett und salutierte.

„Wo ist der Schloßhauptmann?" fragte der Herzog mit heiserer Stimme.

„Vor einer halben Stunde dienstlich weggeritten," antwortete der an der Tür.

„Sie sind der Offizier vom Dienst?"

„Jawohl, Hoheit."

„Ziehen Sie mit Ihren Soldaten eine Kette um das Schloß . . . alle Eingänge besetzen. Jeder darf herein, aber keiner heraus!"

„Zu Befehl!"

Der Offizier entfernte sich.

Johann Georg richtete sich straff auf, warf einen Blick auf die Uhr. Zehn Minuten vor zwölf.

„Noch ein bißchen Geduld . . ." murmelte er und heißer Haß flammte in seinen Augen auf.

Bettina hatte sich mühsam vom Boden erhoben. Sie war innerlich wie zerbrochen. Die häßliche Untreue Iwans, von der sie nach dem Geständnis der Prinzessin vollkommen überzeugt war, hatte ihr die letzte Willenskraft geraubt, ihren Lebensmut vernichtet.

Sie griff sich unwillkürlich an den Hals. Sie meinte zu ersticken, so schwer und dumpf dünkte sie die Luft.

Hastig wandte sie sich zum Fenster und riß es auf.

Der Frühlingssturm, der sich inzwischen verstärkt hatte, blies ihr in vollem Strom entgegen: er fuhr ungestüm in die Tüllgardinen und blähte sie zu weißen Kugeln auf, fegte über die brennenden Kerzen hin, die auf dem Tisch standen, und drückte sie zu kleinen, blauen Pünktchen nieder, so daß sie jeden Augenblick zu verlöschen drohten.

Bettina stand mit ausgebreiteten Armen am Fenster. Dieses Aufgewühltsein der Natur paßte zu ihrer Stimmung. Auch in ihr war alles aufgewühlt. Auch sie durchbrauste ein Sturm, Sturm von bitteren Enttäuschungen und quälenden Zweifeln.

Sie blickte mit umflorten Augen zu den fliegenden Wolken hinauf, die wie die apokalyptischen Reiter über den Himmel dahinjagten und denen der ab und zu auftauchende Mond ein gespensterhaftes Aussehen verlieh. Die Wipfel der Bäume bogen und neigten sich, als duckten sie sich unter dem dahinstürmenden wilden Heer. Ein seltsames Rauschen und Raunen war in der Luft.

Da schlug draußen die Uhr des Schlosses Mitternacht. Zitternd, wie auf Wellen getragen, fluteten die Glockenschläge mit dem Sturm durch das Fenster herein.

Sie führten Bettina aus ihrem Dämmerzustand in die Wirklichkeit zurück.

Sie fühlte ganz deutlich, fast körperlich, daß die Tür geöffnet worden war.

Rasch wandte sie sich um. Joachim von Erken stand im Zimmer. Sie schloß eilig das Fenster, dann schritt sie auf den Rittmeister zu.

Beide schwiegen eine kleine Weile, spähten sich forschend in die Augen, als wartete jedes darauf, daß der andere das erste Wort sprach, das den drückenden Bann lösen würde.

Mit erzwungener Festigkeit, aber in leisem, gedämpftem Ton sagte Bettina: „Iwan . . . nun erkläre mir!"

„Komtesse . . ."

„Nenne mich nicht so! Laß das Versteckspiel. Einst war ich deine Bettina!" entgegnete sie und warf den Kopf ein bißchen hochmütig in den Nacken.

Joachims Augen verhärteten sich. Die Lippen bogen sich in wehem Spott. „Aber heute sind Sie die Braut des Herzogs." Seine Stimme klang fremd, fast unwillig.

„Durch deine Schuld", stieß Bettina verzweifelt hervor. Und als Erken langsam den Kopf schüttelte: „Ja . . . und ja und tausendmal ja! Dein tödliches Schweigen und mein ewiges Hoffen und Bangen nach dir machten mich halb wahnsinnig. Dazu hat mich meine Mutter ständig durch Bitten und Tränen bestürmt, mich dem Wunsch des Herzogs gefügig zu machen. Das ging so Wochen, Monate hindurch und . . . und da glaubte ich nicht mehr an dich."

„So kleinmütig war deine Liebe?" warf Joachim bitter ein.

Bettina wollte etwas erwidern, aber sie begnügte sich, die Augen eine Sekunde lang, groß, mit dem Ausdruck von Kummer und Trauer auf ihn zu heften. „Warum kamst du all die Tage nicht zu uns ins Gärtnerhaus?" begann sie wieder und ihr Herz schmerzte vor Argwohn.

„Weil ich bis zu unserer Begegnung beim Herzog nicht wußte, daß die Damen, die so zurückgezogen im Gärtnerhaus wohnten, die Gräfin Hauenstein und ihre Tochter waren. Der Herzog sprach niemals mit mir darüber. Und ich war nicht neugierig genug, nachzuforschen, wer die Damen waren, die der Herzog so oft mit seinem Besuch beehrte."

Bettina verwirrte diese Antwort. Aber sie kam von dem Gedanken nicht los: er liebt mich nicht mehr, sein Herz gehört einer anderen . . . der Prinzessin.

Und wieder Stille und banges Schweigen.

Nur der Sturm rüttelte am Fenster, ächzte und heulte.

Joachim umfaßte mit einem sehnsuchtsvollen Blick die schlankgewachsene Gestalt des Mädchens, dessen Küsse einst so heiß auf seinen Lippen gebrannt.

„Warum lebst du hier unter falschem Namen?" brach Bettina endlich das Schweigen.

„Das darf die künftige Herzogin nicht erfahren."

Das war ihr wie ein Stich ins Herz. „Mag das mit deiner Mission sein, wie es will . . . ich habe kein Verlangen, es zu erfahren. Darum handelt es sich hier ja auch gar nicht. Daß du mich verlassen hast, das hat einen ganz anderen Grund', sagte sie heftig und in ihre Augen trat ein kaltes Licht, das ihr sanftes Wesen mit einem Male veränderte.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Totenlieder.

Von Ludwig Voß = Harrach.

Von den Totenliedern unserer Altvorderen ist es wohl vor allem die Weise vom „Schnitter, der heißt Tod", die noch heute in den Gauen unseres Vaterlandes gesungen wird. Sie erfordert allerdings einen langen Atem, diese Klage um alle die vom Sensenstreich des Unerbittlichen dahingerafften Blümelein. Es spiegelt sich eben auch hierin neben der innigen Naturliebe die bedachtsame Beschaulichkeit unserer Vorfahren wider, von der uns Heutigen so wenig geblieben ist. Aus ganz anderem Holz sind naturgemäß jene Sänger geschnitzt, die den Soldatentod preisen wie jenes ebenfalls noch recht bekannte „Kein sel'grer Tod ist auf der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen . . ." Unverhohlen zeigt sich der Stolz des Kriegers: „Mit Trommelklang und Pfeifeng'sang wird man begraben." Und noch derber spricht die Vertrautheit mit dem Sensenmann aus dem Soldatenliede „Des Morgens zwischen drei'n und vieren", in dem der Trommler seine toten Kameraden unter Feinsliebchens Fenster aufmarschieren läßt:

„Da stehen nun die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine
Die Trommel steht voran,
Daß sie ihn sehen kann."

Aus der ersten Blütezeit des deutschen Liedes, von den Minnesängern, sind uns verhältnismäßig wenig eigentliche Totengesänge überliefert worden. Fast immer ist es eine unerbittliche feindselige Gewalt, die dem Glück der Liebenden ein grausames Ende bereitet. In der germanischen Welt tritt der Tod nach Schillers Worten als „ein gräßliches Gerippe" auf, in der Antike nimmt „ein Kuß das letzte Leben von der Lippe", aber selbst der dem Hellenentum so nahe stehende Hölderlin klagt:

„Er erschreckt uns,
Unser Retter, der Tod. Sanft kommt er
Leis im Gewölke des Schlafs.
Aber er bleibt fürchterlich."

Der tapfere Lessing dagegen, der in besonderer Ausführlichkeit berichtet, „wie die Alten den Tod gebildet", empfing den Sensenmann beim Saft der Trauben, wenn man seinem übermütigen Kneiplied glauben darf. Und ebenso weltlich sind die „Totenlieder" Goethes, wie der Sang vom König in Thule, dessen Ende der Dichter durch die Worte kennzeichnet: „Trank nie einen Tropfen mehr", oder wie die Ballade vom ungetreuen Knaben, dem die verschmähte Liebste im weißen Totengewande erscheint, oder die schalkhafte Groteske vom „Totentanz", dem nächtlichen Reigen der aus dem Grabe gestiegenen Skelette. Aus allen diesen Dichtungen blickt uns das lebensfrohe Antlitz des Olympiers entgegen, der fest und sicher auf der wohlgegründeten Erde steht.

Ganz anders ist naturgemäß die Einstellung der Romantiker, wie sie in dem Liede Eichendorffs auf seines Kindes Tod ergreifenden Ausdruck findet:

„Wir armen, armen Toren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fandst Dich längst nach Haus."

Die ganze tiefeingewurzelte Frömmigkeit der romantischen Seele ist es, die aus jenen Versen spricht. Wanderer sind wir alle auf dieser schönen Erde. Unsere Heimat ist das Jenseits. Die Lieben, die von uns geschieden sind, erreicht unser Ruf nicht mehr. Aber ihr Bild ist zum Stern geworden, zu dem der Schiffer den Blick richtet, wenn er auf dem Meere des Lebens den Pfad nicht zu finden vermag.

Ein Abgrund klafft zwischen dem kindlich=gläubigen Gemüt des Romantikers und der von Leidenschaften zerrissenen Seele des unstet schweifenden Nikolaus Lenau. Ihm erscheint der Tod als vernichtende Gewalt, die aller Erdenlust und =qual ein Ende macht. Aus den Schrecken der eisigen Winternacht heraus fleht der Ruhelose:

„Frost! friere mir ins Herz hinein,
„Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!"

Seltsam mag es anmuten, daß auch ein mit solch überschwenglicher Lebenskraft begnadeter Dichter wie der reisige Kämpfer Detlev von Liliencron sich so oft mit dem Gespenst des Todes beschäftigte. Ihm erscheint er in mannigfaltiger Gestalt: als Klappergebein, das von dem Krückstock des zählebigen alten Edelmannes in die Flucht geschlagen wird; als mageres Männchen, das aus dem gebrochenen Blick des sterbenden Jagdhundes hervortritt und sich vor der entsetzten Gräfin mit hämischem Grinsen verneigt; als alter Spinnrich, der alles in sein Netz zieht. Aber trotz des acherontischen Fröstelns, das sich dann und wann einstellt, wenn sich durch kalte Äste der Fluß und die Fähre zeigen, „die mich hinüberholt ins kalte Schweigen", reitet er frohgemut durch das Leben, unbekümmert

„Und immer fort, der Fackel zu,
Dem Torfahrtlicht der ewigen Ruh,
Im Trabe, Trabe, Trabe."

Und einen schöneren Grabgesang hat kein Dichter erfahren als der tote Theodor Storm von seinem Landsmann und Freunde Detlev von Liliencron:

„Viel dunkelrote Rosen schütt ich Dir
Um Deines Marmorsarges weiße Wände
Und senke meine Stirn dem großen Dichter,
Den ich so sehr, so sehr geliebt."

Aber während Liliencron als unbekümmerter Reiter dem Torfahrtlicht der ewigen Ruh entgegensprengt, sieht der Husumer keinen Steg, der zu der anderen Welt hinüberführt. Im tiefsten Grunde seiner Seele regt sich immer wieder eine dunkle Ahnung von etwas Ungewissem, Unheimlichem. Im seligsten Glücksgefühl hört er „den Totenwurm picken". Und doch gehören gerade seine Totenlieder zu den schönsten, welche die deutsche Lyrik je hervorgebracht hat. Ein leidenschaftliches Sichaufbäumen gegen den unerbittlichen Sensenmann spricht aus den Versen:

„Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß wie in Deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstrahlen schmal und karg
In Deine Gruft hinunterweben
Und mit gespenstig trübem Leben
Hinwandeln über Deinen Sarg."

Auch in der eigenartigen Lebens= und Weltanschauung, die Storm sich zurecht gezimmert, dämmert die Erkenntnis auf, daß, wenngleich das Einzelleben flüchtig und nichtig, das Leben der Güter höchstes nicht ist, doch ideelle Mächte es lebenswert machen, die unvergänglich sind und für die kein Opfer — und sei es das Einzeldasein selbst — zu hoch ist. Und eins der schönsten Lieder Storms klingt in die Mahnung aus: „O, bleibe treu den Toten, die lebend Dich geliebt!"

Befangenheit am Grabe.

Skizze von Herbert Grote.

Mag auch die Herbstsonne am Tage der Toten hell scheinen, so liegt doch ein Schatten über der Erde. Vielleicht ist es nur Einbildung, Ausfluß der nachdenklichen Stimmung, die heute die Menschen gefangen hält.

Sicher muß es das sein. Denn Kinder wissen oft nichts von diesem Schatten, den andere zu empfinden glauben. Da waren ihrer vier, die zusammen mit dem Vater vor dem Friedhof aus der Straßenbahn stiegen. Das jüngste mochte vier Jahre alt sein, das älteste zwölf. Und allen sah man an, wohin sie gingen, wessen Grab sie besuchen wollten. Denn sie waren in ihrem Äußeren ein wenig vernachlässigt, wie es eben Kinder sind, die keine Mutter mehr haben.

Die beiden Ältesten wußten wohl, was der Tag von ihnen forderte. Sie hielten ihren Kranz, ihre Blumen ein wenig steif und wie angelernt in der Hand, ließen den Kopf etwas sinken, als sie durch das Friedhofstor schritten. Die beiden Jüngsten traten voller Neugier ein, plapperten, stießen einander an und sahen erstaunt auf, als die älteste Schwester flüsterte: „Seid doch ruhig!"

Vor einem Grab in langer Reihe blieben die Fünf stehen. Ein einfaches Kreuz erhob sich dort zu Häupten eines Hügels, der auch ein wenig ungepflegt war. Er paßte so am besten zu dieser kleinen Schar, der die mütterliche Hand fehlte.

Der Vater empfand das wohl auch. Denn er stand mit gesenktem Kopf vor dem Grabe und faltete die Hände. Doch er betete nicht. Er hielt eher Zwiesprache mit der Toten. Vielleicht sollte es auch eine Art Rechenschaft sein, die er hier ablegte. „Ich habe sie alle mitgebracht", murmelte er. „Du siehst, wie sie gewachsen sind. Die Größte zu rasch. Aber sie wird bald alt genug sein, um für die Kleinen sorgen zu können."

Er stockte einen Augenblick. Dann sagte er leise, als bäte er um Verzeihung: „Sie wird dann auch für dein Grab sorgen, das ich ein wenig vernachlässigt habe, weil ich in all den Nöten keine Zeit für dich fand".

Da nahm er plötzlich die Hände auseinander, weil er die fragenden Blicke seiner beiden Ältesten spürte: „Ja, legt die Blumen und den Kranz aufs Grab." Er sah den beiden Kindern zu, wie sie ihre Aufgabe mit leichter Ungeschicklichkeit erfüllten, die ihrer Befangenheit entsprang. In diesem Augenblick nahm er sich vor — es war aber nicht das erste Mal, seitdem er den Platz auf dem Friedhof hatte kaufen müssen —, öfter hierher zu kommen, öfter durch Blumen zu beweisen, daß er an die Tote dachte.

Da zupfte ihn das Jüngste plötzlich am Mantel: „Wir wollten doch Mutter besuchen. Wo wohnt sie denn?"

Der Vater war verlegen. Er wußte keine rechte Antwort. Er ahnte, daß sie das Kind doch nicht zufriedenstellen konnte. So sagte er hastig: „Wir wollen gehen."

Doch dann besann er sich. „Nehmt die beiden mit!" sagte er zu den Ältesten. Er selbst blieb noch einen Augenblick vor dem Grabe stehen. Er hielt den Hut in der Hand, und es sah aus, als bäte er die Tote dort unten noch einmal umEntschuldigung: „Verzeih, daß wir so rasch gehen!"

Er war mit sich selbst unzufrieden und wußte nicht recht warum.



Bunte Chronik

* **Der Mann, der Bärte sammelt.** Jeder hat sein Steckenpferd. Der eine sammelt Briefmarken, der andere Autogramme von Filmgrößen. Über den Geschmack ist eben nicht zu streiten, weshalb man auch nicht lächeln darf, wenn man einmal mit Mister E. V. Higgins aus Boston zusammenkommt und von ihm erfährt, welchen Gegenstand er des Sammelns am meisten wert hält: Männerbärte. Seit Jahren befindet sich dieser eigenartige Zeitgenosse auf Weltreisen, um seltene Exemplare für seine Sammlung zu erwerben. Jedes auffallend bärtige Gesicht, dem er im afrikanischen Urwald, im indischen Dschungel oder auf der sibirischen Tundra begegnet, bereitet ihm Freude. Sind die Verhandlungen soweit gediehen, daß der Bärtige sich zum Verkauf seiner männlichen Zierde entschließt, so packt Mister Higgins seinen Rasierapparat aus, und der Wilde ist in kurzer Zeit glatt wie ein junges Mädchen. Der Amerikaner verstaut seine Trophäe sorgfältig, hängt ein Etikett mit Nummer, Datum und Ort daran und verzeichnet in seinem Notizbuch, wie lange das Abrasieren gedauert hat, ob es leicht war oder schwer, ob der Wilde dabei das Gesicht verzog usw. Mister Higgins sammelt nämlich die Bärte nicht aus reiner Begeisterung für den Sport, sondern es ist nebenbei auch sein Geschäft. Er teilt nämlich seine Erfahrungen von Zeit zu Zeit einer großen Rasierklingenfabrik mit, und diese benutzt sie, um ihre Erzeugnisse den Erfordernissen der betreffenden Gegend anzupassen und letztere zu ihrem neuen Absatzgebiet zu machen. Mister Higgins hat im Verlaufe seiner Sammlertätigkeit verschiedene eigenartige Rasiermethoden kennen gelernt. So erfuhr er, daß auf Java die einzelnen Barthaare mit einer Zange ausgezogen werden, an deren Stelle auf Neu-Guinea eine Schlinge aus einem Kuhschwanzhaar tritt. In Hinterindien verwendet man geschliffene Feuersteine zum Rasieren, während Mister Higgins in Ostafrika Zeuge war, wie Schlächtermesser diese Aufgabe zu erfüllen hatten.

*

* **Der Mann, der sein Geld nicht wiederhaben wollte.** Bei diesem kleinen Zwischenfall, der sich kürzlich im kanadischen Montreal abspielte, ging alles am Schnürchen wie im Film. Betrat da ein junger Mann mit der unschuldigsten Miene ein Bankgeschäft, ging auf einen Schalter zu, zog höflich den Hut und sagte zum Kassierer: „Machen Sie kein Aufsehen! Geben Sie mir alles Geld, was Sie da liegen haben!" Dabei ließ er die grinsende Mündung einer Pistole sehen. Der Kassierer hatte keine Lust, sich ein Loch in die Haut brennen zu lassen, und schob dem Räuber schweigend 3500 Dollar in großen Noten zu. Ebenso wortlos steckte der junge Mann, den alle anderen Anwesenden für einen Kunden hielten, das Geld in eine Brieftasche, grüßte höflich und verschwand um die nächste Straßenecke, bevor der verdutzte Kassierer Lärm schlagen konnte. Doch der junge Mann kam mit seiner Beute nicht weit. Plötzlich sah er einen Schutzmann. „Er will mich verhaften!" schoß es ihm durch den Kopf. Der Schutzmann dachte gar nicht daran. Im Gegenteil. Er bückte sich sogar, als er sah, daß dem Fußgänger vor ihm eine Brieftasche aus dem Rock fiel, und hob sie auf: „Hallo! Sie haben etwas verloren!" Das stimmte freilich nicht ganz, denn der in der Bank noch so kaltblütige Räuber hatte dem Schutzmann gegenüber alle Ruhe verloren und die Tasche absichtlich fallen lassen, um sich dieses „corpus delicti" vom Halse zu schaffen. Und nun blieb er auf den wohlmeinenden Anruf des Polizisten hin nicht stehen, sondern stürzte Hals über Kopf davon. Da roch der Polizist den Braten und holte den Räuber ein. Der Kampf dauerte nicht lange, denn der Schutzmann erwies sich als der überlegene Boxer, und sein Kinnhaken warf den jungen Mann wie einen Sack zu Boden. Dann zog der biedere Polizist zur Wache, unter einem Arm die Tasche mit den Banknoten, unter dem anderen sein Opfer.

*

* **Russenschädel notieren 360.** Einen recht eigenartigen Beruf übt Herr Hugo Brech in der englischen Stadt Newport aus: er hat die Aufgabe, die englischen Ärzte und Krankenhäuser mit den Schädeln zu versorgen, die für die wissenschaftliche Arbeit benötigt werden. Die Stücke stammen fast ausschließlich aus russischen Armenhäusern. Es könnte sonderbar erscheinen, daß man gerade russische Schädel bevorzugt, denn schließlich sind doch für wissenschaftliche Zwecke solche anderer Völker ebenso gut geeignet. Aber die Vorliebe der Mediziner für die Russen hat schon seinen guten Grund: Der russische Bauer ißt viel grobes Brot und verfügt daher über ein ausgezeichnetes Gebiß. Und das ist es, was seinen Schädel so begehrt macht. Für ein gut erhaltenes Exemplar erzielt der sonderbare Handelsmann etwa 360 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.